

Zwölf Leben eines Siebenschläfers

Albrecht Kiel

**Zwölf Leben
eines Siebenschläfers**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

Abbildung Buchcover:
"Held im Labyrinth - Korbflechterei der Chimu-Indianer"
(Hans Biedermann, Bildsymbole der Vorzeit, Graz 1977, S.177)

© Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2024
ISBN 978-3-95948-596-8

Einleitung: Im Spannungsfeld von Großmächten

7

Der historische Ereignisraum um Naumburg – Völkerschlachten, Sterndeuter und Lebensphilosophen. Von Hitlers und Stalins Reich unter den Schutzschirm der militanten Pax Americana.

1 1938 bis 1945

18

Kindheit – ein Erwachen in Naumburg (1944: *Mit der Dampflokomotive und im Schatten der Bombergeschwader nach Wernigerode und Nürnberg*)

Bei der Wahl meiner Eltern gut weggekommen. Im „Buch der Kindheit“ wird das Neugeborene völkisch beobachtet. Unser Pappa übersteht auch seinen zweiten Weltkrieg. Hinter der Muttersymbiose erscheint die Realität in Gestalt zweier älterer Brüder und einer „alten Hexe“. Mein Erlebnisraum erweitert sich: das Saaletal zwischen Jena und Halle. Es gibt höhere Mächte: Der „Luft-Krieg“ nähert sich. Prügelpädagogik in der Salztorschule. Hinter dem Horizont gibt es noch Stärkere: Der Heldenkult des Herrenmenschen bricht zusammen.

2 1945 bis 1952

43

Latenz – Erwartung am Beginn des Kalten Krieges mit atomarem Wettrüsten (1949 *an die Elbmündung und 1952 an den Bodensee*)

Erst kamen die Ami-Panzer aus dem Westen, dann die Panjewagen aus dem Osten. Die Brüder spielen weiter Krieg. Eine neue Moral der „Proleten“. Hunger und Hamsterfahrten. Zwei Jahr in Wernigerode von den Großeltern durchgefüttert. 1949 „Schwarz über die Grenze“: Ein Sommer bei den Elbgermanen. Zwischen Mutti, Mädchen und Jungenmeuten. Die Flucht – am „Befreiungstag“ endgültig in den „goldenen Westen“. Osterkappeln am Wiehengebirge. Nach Nazis und Kommunisten nun unter Katholen. Mythen und Spuren der Varusschlacht.

3 1952 bis 1959

77

Pubertät – Irrungen und Wirrungen (Mit dem Rad und per Anhalter zweimal nach Süddeutschland und Italien; nach Österreich, Dänemark, Frankreich, Spanien, Marokko und bis in die Türkei)

Vom katholischen Osnabrücker Gymnasium Carolinum zum humanistischen Alten Gymnasium in der Hansestadt Bremen. Freundschaften, Sympathien und Antipathien. 1955: Ein Wiedersehen mit der alten, rot gewordenen Heimat. Neue Freiheiten in der

„Freischar“: Erdung statt Tanzstunde. Das Liedgut der Jugendbewegung: Die Ahnen und die Ungeborenen. Die Klassen-Schönen bevorzugen den coolen Typus der Zukunft. Der neue Freund Alkohol. Zur Elite gehören. Animus und Anima: Schwulitäten, Edelknaben und der mächtige Archetypus des Kindes. Türkei 1957: Deutsche willkommen. Der Spätentwickler träumt sich am Gymnasium vorbei und unternimmt drei Fluchtversuche: Fremdenlegion, Frachtensegler oder Bundeswehr. Der todessüchtige „Offiziersanwärter“ verweigert angesichts der Wasserstoffbombe den Kriegsdienst. In der Lüneburger „Presse“ zum Notabitur. Wie mein Bruder Werner verschwand und zum Totengeist wurde. Eine kurze Freundschaft mit Bernward Vesper als Helfer in der Not. Ein begeisterter stud. phil. in Göttingen: Aber die Professorengötter sprechen Fachchinesisch. Marokko 1959: Heimkehr ohne Geld, aber mit einer roten Spinne im Affen.

Wie es dann in Sieben-Meilen-Stiefeln weiterging **156**

Nachwort **161**

Die Zahlen Sieben und Zwölf: Biorhythmen, Zahlenmagie und ein kluges Tier

Anhang

Weltkongress Philosophie, Moskau 1993	167
Bilder eines Hegelkongresses, Budapest 1994	173
Eine Reise zu Nietzsches 150. Geburtstag	181
Ein Dr. phil. sucht ein zeitgemäßes Orientierungswissen	191

Einleitung: Im Spannungsfeld von Großmächten

*„Gott träumt euch nicht mehr.. Ungestraft entzieht sich niemand der Erfindung der Zeit.
Wenn ihr glaubt, dass sie spurlos an euch vorübergeht, so seht euch einmal diese Blutspur an.
Das seid ihr: Gewesen. Und wisst es schon nicht mehr.“ (Adolf Muschg, Albissers Grund)*

Über einen Regenbogen kommen wir nicht in diese Welt. „Ins Dasein geworfen“, wie Heidegger das so abstrakt ausdrückte – also „entbunden“, das heißt: inkarniert und plötzlich aus der Geborgenheit der mütterlichen Blut-Matrix herausgepresst und von unheimlichen Kräften gepackt, hinausgezogen und schließlich schmerzhaft abgenabelt, das wurde ich am 8. März 1938 in der Saalestadt Naumburg.

Kaum zwei Tage auf der Welt, konnte ich aus dem Volksempfänger hören, dass die Stimmung gut war – irgendwo wurde gejubelt. Das waren die Massen auf dem Wiener Heldenplatz. Und die feierten den Führer als Erlöser vom ärmlichen Kleriko-Faschismus eines Dollfuß. Wurde ihnen doch nun die ersehnte wahre Glücksdroge gebracht: die Kraft durch das freudige Selbstbewusstsein, alles Hässliche und boshaft Parasitische, alle Plagegeister abzuschütteln – mit dem völkischen Faschismus des Machtwillens zum herrischen Herrenmenschentum. Sechzehn Jahre später bin ich mit dem Fahrrad bis zu diesem Platz gefahren (vgl. Sommer 1954). Da hingen aber nun die Portraits von Stalin und Lenin an der Hofburg.

In Naumburg verlebte ich meine ersten zwölf Lebensjahre in einer Zeit des Kriegsbegins, der Siegesfanfaren mit enthusiastischen Meldungen von den Blitzkriegen, die mit einem chimärischen Ungeheuer von Land-, See- und Luftmacht bis zum Nordkap und in die Sahara, zum Kaukasus und auf die Weiten und in die Tiefen des Atlantiks führten. Dann gingen sie in erbitterte Abwehrschlachten über und es hieß nun: „Vorwärts Kameraden, wir müssen zurück“ – bis uns Naumburgern schließlich vom Westen die Amis „Freedom and Democracy“ und zwei Monate später vom Osten die Rote Armee den „Ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaat“ brachten. War ganz schön was los um mich herum.

Und das schon seit Menschengedenken. Naumburg liegt in einem besonderen historischen **Ereignisraum**: In unmittelbarer Nähe wurde vor sechstausend Jahren bei Goseck das erste kreisförmige Sonnenobservatorium der Welt errichtet und nicht weit davon ein Jahrtausend später die Himmelscheibe von Nebra deponiert.

Und es fanden ringsherum schicksalhafte Schlachten statt: Im Jahr 532 wurde das blühende Thüringer Reich von den fränkisch-christlichen Imperialisten in einer Schlacht an der Unstrut vernichtet, so wie sie im achten Jahrhundert die Sachsen in einem dreißigjährigen Krieg niedermachten, um sie zu domestizieren (was bis heute nicht ganz gelang). Nicht weit auch das Schlachtfeld von Lützen, bei der Gustav Adolf 1632 mit Pistolenschüssen vom hohen Ross geholt wurde; nachdem er, kurzsichtig wie er war, kaiserlichen Reitern entgegen galoppiert war. Seine letzten Träume hatte er in einem Gasthof am Naumburger Saltor. Es steht heute noch, direkt dahinter die

Salztor-Volksschule, in der ich 1944 eingeschult und jäh aus meinen Kindheitsträumen gerissen wurde.

Dann der glänzende und bis England hin bejubelte Sieg von Roßbach 1757 über die vierfache französische Übermacht; am Tag davor wäre der leichtsinnig herumreitende Alte Fritz von einer feindlichen Patrouille um ein Haar am Saaleufer – wie Gustav Adolf – vom Pferd geschossen worden; der Franzose hatte schon den Finger am Abzug, scheute sich aber, auf die „hoheitliche“ Gestalt des Monarchen von Gottes Gnaden abzudrücken.

Und schließlich die Niederlage Preußens bei Jena-Auerstedt 1806, deren Elend für die Obdachlosen und Blessierten, mit damals geringen Überlebenschancen, auch Goethe und Hegel erschüttert hatten.

Zum bösen Finale der deutschen autonomen Geschichte (die 1914 endete) kompilierte Nietzsches Schwester Elisabeth im direkt hinter der Naumburger Stadtmauer gelegenen Haus der Familie aus den Notizen ihres Bruders sein angebliches Hauptwerk, den „Willen zur Macht“. Diesem überaus hübschen kleinen sächsischen Weibsteufel gelang es damit, nach allem Pech mit den Männern, sich in der aufgehenden Sonne seines Ruhmes aufzublähen. Jener fatale Beginn der NS-Ideologie als „Machtergreifung“ bescherte ihr 1933 im nahen Weimar die Krönung ihres Lebens: Der Führer der „Bewegung“ höchstpersönlich suchte sie heim – und sie empfing ihn strahlend, wie des Teufels Großmutter im Spitzenhäubchen. Ihr „Hinschied“ zwei Jahre später bewahrte sie davor, das böse Ende von Genozid und schlussendlich amtlich verordnetem kollektiven Suizid miterleben zu müssen.

Die ersten Eindrücke meines **Erlebnisraumes** begannen im Elternhaus in der Bürgergartenstraße 30, einem 1880 errichteten zweistöckigen Gebäude mit einer Front im klassizistischen Stil; mit steinernen Vasen, in denen ich die Blumen vermisste. Der Weg vom Nietzsche-Haus in den Bürgergarten geht an dem gusseisernen Gartenzaun mit lanzenähnlichen Gitterstäben vorbei. Die ersten Hausbewohner müssen gesehen und gehört haben, wie Schwester Elisabeth ihren schreienden und gestikulierenden Dr. Faustus dort vorbeiführte. Aus dem Propheten des Übermenschen war ein Pflegefall geworden. Ein halbes Jahrhundert später folgte der kollektive „Zusammenbruch“ der vom Führer Angeführten.

Zuvor aber marschierte ich im dritten Kriegsjahr, mit einem kleinen papiernen Hakenkreuzfähnchen in der Hand, denselben Weg hinab: am Nietzsche-Haus vorbei in meinen Kindergarten. Der war im Eckturm der Naumburger Stadtmauer gegenüber der „Vogelwiese“ eingerichtet worden. Nietzsche – aufgewachsen im geistigen Kräfte-Parallelogramm mit den Eckpunkten Jena-Weimar im Westen sowie Halle und Leipzig im Osten – hatte nach der Aufgabe seiner Basler Professur als kränklicher Frührentner den Plan gehabt, sich in diesem Turm einzurichten. Er wollte als selbstgenügsamer Kleingärtner im Garten zwischen den beiden Stadtmauern seinem kranken Magen bekömmliches Gemüse züchten.

Vielleicht spukte ja noch der Machtwille dieses zunächst so übermenschlich hochfahrenden und dann später so jämmerlich verunglückten Geistes im Turmgemäuer herum. Jedenfalls tauchten Turm und der Garten zwischen den Mauern noch jahrzehntelang in vielen magischen Verwandlungen in meinen Träumen auf. Erst nach der Wiedervereinigung erfuhr ich, dass das Nietzsche-Haus direkt daneben lag.

Hintergrundkulisse meiner Träume war immer wieder das Saaletal. Dort lief ein alter Verkehrsweg aus Franken über Thüringen bis zur Elbe, an den sich die alten Residenzstädtchen und Burgen aufreiheten wie Perlen: Saalfeld, Rudolstadt, Jena, Dornburger Schlösser, Camburg, Saaleck und Rudelsburg, Naumburg, Goseck, Merseburg, Halle mit der Burg Giebichenstein auf einem roten Porphyrfelsen und Bernburg.

Bevor sie sich zu Kulturzentren herausbilden konnten, musste das neue Bistum Naumburg an der Saalegrenze von den nach Osten drängenden deutschen Christen lange und hart gegen die noch heidnischen slawischen Stämme erkämpft werden. In den Stifterfiguren, etwa von Uta und Reglindis, zeigen sich die unterschiedlichen Physiognomien. Vor der neuen Massenzuwanderung stammten schätzungsweise vierzig Prozent der Deutschen von slawischen und sechzig von germanischen Gruppierungen ab.

Von früh an entwickelte ich in dieser Grenzregion den „physiognomischen Blick“: Mich faszinierten die unterschiedlichen Gesichter meiner Umgebung, und ich entwickelte einen wachen Sinn für die Skala von schön bis hässlich, von gutmütig bis brutalgehässig, von intelligent bis dummlich, von anziehend bis abstoßend, von vital und kraftstrotzend bis blass und ängstlich. Das führte mich nicht nur in ein Wechselbad der Gefühle zwischen Anteilnahme, Staunen und Befremdung, zum Fremdeheitsblick eines aufmerksamen „völkischen Beobachters“. Sondern bis heute auch zu Déjà-vu-Erlebnissen: Bei den physiognomischen Typen Mitteleuropas glaubte ich immer wieder vorder- und hintergründige Ähnlichkeiten zu sehen: Diese oder jene Gesichtszüge, manchmal nur von Mund oder Augenpartien, erkannte ich wieder. Entweder erinnerte ich mich konkret oder ich war ihnen schon begegnet – in einem früheren Leben oder im Traum? War diese mit dem glockenhellen Lachen, das sie so gern hören ließ, nicht eine verwunschene Wikinger-Prinzessin, gegen ihren Willen in die Fremde verheiratet? Oder jene eine stets strahlend lächelnde slawische Fürstentochter? Dieser der naive Held von der fröhlichen Gestalt, der schon so bald scheitern sollte? Jener der verträumt traurige Melancholiker in der Klausur? Kannte man die alle nicht schon längst, auch mit all ihrem Unglück, ihrem Schmerz, ihren dunklen Schattenseiten? Die Stifterfiguren blieben dabei meine Lebensbegleiter als archetypische Muster.

All das verhinderte jede naive oder gar totale Identität mit dem mitteleuropäischen Völkergemisch – in welchen ständig sich wandelnden staatlichen Formen (Stammesherzogtum, König- oder Kaiserreich) es auch agieren mochte. „*Ein Volk, ein Reich ein Führer!*“ Da war der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Zu diesem „Fremdeheitsblick“ folgen noch viele anekdotenhafte Erinnerungen.

Als mein ältester Bruder zur Welt kam, hatte die Menschheit gerade die zweite Milliarde erreicht. Damals schon, im Jahre 1930, hatte Jaspers die enorme Zunahme der Menschenmassen als „*das politische Zentralproblem der Zeit*“ bezeichnet. Als ich angefangen hatte zu studieren, war die dritte Milliarde hinzugekommen. In diesem Jahr 1960 las ich in der kleinen Schrift von Ernst Jünger „Der Weltstaat“: „*Die heutige Angleichung der Geschlechter zählt zu den Erscheinungen des Soges, mit dem sich der Weltstaat ankündigt. Sie ist nicht die einzige. Hierher gehört die Einebnung der Rassen, der Stände und Klassen (...). Hierher gehört ferner das sprunghafte Anwachsen der Erdbevölkerung und die mit ihm Hand in Hand gehende Vergeistigung – ein Wort, das hier in einem ganz allgemeinen, unqualitativen Sinn verstanden werden soll, wie etwa das Auslegen und die Verflechtung von Leitbahnen oder eine magnetische Aufladung.*“ Diese in meinem 22. Lebensjahr gelesenen Worte verdichteten sich später in meiner Erinnerung zu dem Satz: „Die Welt heizt sich auf.“

Im selben Jahr machte auf mich das Buch von Elias Canetti „Masse und Macht“ einen ähnlich nachhaltigen Eindruck. Die kollektiven Wahnzustände der Religionen in all ihren neurotischen bis psychotischen Erscheinungsformen beschrieb er als eine Verwandlung von Massen in „Meuten“. Deren Leitmotive sind: Jagd, Krieg, Vermehrung, Klagegeheul, Verfolgung und Hetze, Flucht, Verbote, Versündigungswahn und Umkehrungsphantasien.

Es war ihm damit gelungen, Einsteins Masse-Energie-Gleichung auf die Soziologie zu übertragen. Und damit die sich aufheizenden sozialen Hexenkessel der überbevölkerten Regionen zu beschreiben. In denen regieren nur noch heißt: Auf dem Tiger reiten. Heute führen sie in Gebieten, wo sich die Bevölkerung in fünfzig Jahren verfünffacht hat, zu völlig regellosen Kriegen: Völlige Abhängigkeit von Almosen führt zum Kollaps des Selbstbewusstseins, zum Verlust von Autarkie und Autonomie; zum ökologischen Kahlschlag; zu verzweifelten Ausbruchversuchen mit allen Mitteln; zu Autoaggression, Märtyrertum und apokalyptischen Fantasien. Hier steht ein Herakles vor einer Chimäre von Hydra und Krake – umgeben von Klageweibern, die von ihm fordern, die „Fluchtursachen“ zu bekämpfen.

Dieses Zeitthema führte dann nach einem Studium der demographischen Literatur dreißig Jahre später (1990) zu meinem ersten Buch über die vier Antinomien, die durch die Bevölkerungsexplosion verschärft werden:

- Biophilie und Biophobie
- die Verwandlung regionaler und langsam gewachsener Ordnungen zu „globalisierten“ sozialen Aggregaten
- hypermoralischer Kampf um Menschenrechte weltweit lenkt ab und lähmt damit die Verteidigung mühsam errungener freiheitlicher Ordnungen
- von Propheten verkündeter Offenbarungsglaube, der sich „nachhaltig“ durchsetzte, weil er von den hypnotisierten Nachfolgern erfolgreich mythologisiert, kanonisiert und dogmatisiert wurde – im Gegensatz zur wahren Metaphysik

eines toleranten, philosophisch begründeten Glaubens im Sinne des Pantheismus

„*Tat tvam asi?*“ Das alles bist du? Kann man mit dieser Weisheitslehre, der „Moksha“, sich innerlich von den sich verschärfenden Massenkatastrophen dieser Welt wirklich befreien? Oder mit Nietzsches „Amor fati“ die richtige Lebenshaltung erlangen? Nietzsches Worte von den „Viel zu Vielen“ und vom „Zeitalter des Nihilismus“, das zweihundert Jahre dauern werde – zu seiner Zeit noch kaum nachvollziehbar – vertragen sich kaum mit dem fatalistischen Gedanken des „Amor fati“. Diese zwei Nietzsche-Worte bekamen für mich einen immer stärkeren Nachhall; und der wurde nochmals verstärkt durch den nüchternen Satz des Existenz-Ethikers Jaspers: „*Wo massenhaft geboren wird, da wird auch massenhaft gestorben.*“

Solche Gedanken, ebenso wie der gelassene Blick Ernst Jüngers auf die „Globalisierung“, all dies verwirrte und belastete mich immer mehr. Angesichts der sich immer schneller verdoppelnden Massen mit ihren sich aufheizenden Lebenswelten, in denen krisengeschüttelte Massenaggregate „Heilige Kriege“ entfesseln. Nachdem sie sich in archaisch-monotheistische Lebensformen verwandelt haben, welche in Jahrhunderten gewachsene und teils mit blutigen Freiheitskriegen erkämpfte Verfassungsordnungen untergraben.

Wie weit kann hier noch die Liebe (die „soziale Wärme“) reichen? Beginnt jenseits der Identitätsgrenze die „soziale Kälte“ von Rassismus, Verachtung und Unterdrückung; oder vielmehr ein Bereich, den man mit allen guten Wünschen seiner eigenständigen „kulturellen Eigenheit“ und „Selbstorganisation“ überlassen sollte (so wie es die Ostasiaten tun)? Ist die so gewonnene Freiheit die Einsicht in das Reich der (evolutionären) Notwendigkeit? Hat das von Arthur Koestler und Teilhard de Chardin beschworene „planetarische Bewusstsein“ mit den zwei die ganze Menschheit bedrohenden Gefahren zu beginnen: der des großen Atomkriegs und einer irreversiblen Naturzerstörung?

So versuchte ich gegen diese Verdunkelungen der Welt anzuschreiben, indem ich zugleich mich selbst „aufzuklären“ suchte. Hatte ich die Chance gehabt, eine basale Vernunft zu bewahren, um mit den noch lebensüblichen Neurosen auszukommen, ohne in einer irreversiblen Psychose zu versinken? Dazu gehört die Erkenntnis des eigenen Schattens: der von der Herkunft bestimmten Beschränktheiten und Konditionierungen, der Traumatisierungen, die einen sprachlos machen, oder der bloß tragikomischen Ereignisse, bei denen man noch über sich selbst lachen kann – die letzteren, und davon handelt dieses Buch, überwogen zu meinem Glück.

Erhellende Leitfiguren wurden für mich die „Guten Europäer“: Innovative Aufklärer wie Plato und Aristoteles, Leibniz, Wolff, Lessing, Kant, Jaspers und Jung. Damit verfolgte ich zunehmend die entgegengesetzte Leitidee als Rettung aus dem mich umgebenden kollektiven Wahnsinn von Gier, Hass und Wahn bis zu den Genoziden: „*Atat tvam asi – das bist du nicht!*“ Fremdeheitsblick und Teilnahme, die Perspektive des Ich,

des Du und des Wir, immanent in dieser Welt und transzendent außerhalb (Panentheismus), das sollte Ziel der höheren Vernunft sein.

Auf dieser Grundlage kann man fragen: Sind prinzipiell gegensätzlichen Aussagen – ebenso wie alle Glaubensgebote und der gläubige Schlusssatz des eingangs zitierten Bibelzitats aus dem Korintherbrief – sinnvoll? Entsprechen sie bloß der alle Epochen begleitenden klagenden Attitüde „*Die Welt ist aus den Fugen – sie ist reif für die Apokalypse?*“ Sind sie lediglich als Tiefsinn getarnter „höherer Blödsinn“? Antinomien, wie die vier genannten, scheinen aber trotz alledem auf eine Aufhebung der Gegensätze hinzudeuten, auf eine höhere, hintergründige Ordnung – auf das Ziel eines planetarischen Denkens.

Mein in der rückblickenden Erinnerung immer „traumhafter“ werdendes Leben war jedenfalls verwoben mit sich widersprechenden geistigen Kraftfeldern: zunächst dem von Hitlers Amoklauf gegen die globalisierenden marxistischen und liberalistischen Ideologen; und dann bis 1950 den Eindrücken von Stalins Zwangsreich. Diese beiden Reiche kristallisierten sich aus radikalen Widerstandsbewegungen gegen die Kraftzentren des westlichen Kapitalismus in London und New York. Sie haben sich aber zunächst gegenseitig bekämpft wie zwei Behemoths (Landungeheuer). Beide wurden durch gegensätzliche pseudowissenschaftliche Ideologien verblendet: die vom klassensozialen Erlösungskampf, beziehungsweise vom rassenbiologischen Kampf ums Dasein auf Leben und Tod – beide radikal und alternativlos: „bis alles zusammenbricht“.

Der angeblich weniger gefährliche Behemoth unter dem „Humanisten“ Stalin (Heidegger fragte 1946 ernsthaft: „Ist der Marxismus ein Humanismus?“) wurde vom westlichen Leviathan (der als Seeungeheuer auch zur überlegenen „Luftmacht“ geworden war) zunächst vor der deutschen Wehrmacht gerettet, bis er auch ihn im Kalten Krieg „auf kaltem Wege“ erledigte. Dies gelang propagandistisch mit einer neurowissenschaftlich perfektionierten Gehirnindoktrination, mit der Freiheits- und Befreiungsrhetorik einer neuen kognitiven („digitalisierten“) Kriegsführung; und real, weil der Leviathan bei der Entwicklung der neuen Kriegsdimension, der „Luft-Waffe“, apokalyptisch verstärkt durch die Träger atomarer Massenvernichtungswaffen, immer die Nase vorn hatte. Dieser Leviathan blieb auch deswegen erfolgreich, weil er seine gierigen kapitalistischen Tentakel zunächst nach Südamerika und dann, nach der Auflösung der europäischen Kolonialreiche, über den Atlantik und den Pazifik nach Asien ausstrecken konnte. Das warf fette Reingewinne ab, ohne die hohen Kosten für Völker- und Kolonialreiche aufbringen zu müssen.

Die linken, von „Staatsknete“ lebenden Spießherren liebten den Adorno-Satz „*Es gibt kein richtiges Leben im falschen*“ und hängten ihn sich übers Sofa wie zuvor der Kleinbürger das Ölgemälde mit dem röhrenden Hirsch. Aber welches Leben war falsch? Das bildungsbürgerliche in der konstitutionellen Monarchie; das sozialistische mit seiner negativen Auslese, der Nomenklatura; das plutokratische mit dem schwarzen Monsterloch „Finanzindustrie“ (den aufgeblasenen Derivatemärkten, Schattenbanken und

„Kryptowährungen“), das uns wie eine Chimäre aus Krake und Spinne in seine globalen Netze einspinnt?

Angesichts dieser nach oben offenen Schreckensskala bis hin zu den aus den Abgründen der Geschichte wieder aufgetauchten fundamentalistischen Theokratien können wir eigentlich nur das alte Stammtisch-Lied anstimmen: *„Wir wollen unsern alten Kaiser Wilhelm wieder haben :/;, aber den mit'm Bart, aber den mit'm Bart!“* Gemeint sind die beiden Vollbärte mit dem noch halbwegs anständigen Charakter, die bis zum Dreikaiserjahr 1888 mit Gottes und Bismarcks Hilfe regierten: Reichsgründer Wilhelm I. und der liberale, englandfreundliche Friedrich III.

Auch wenn ihr Nachfolger mit dem lächerlich gezwirbelten Bärtchen über der Oberlippe mit der RVO (Reichsversicherungsordnung) die Grundlagen für den weltweit vorbildlichen Sozialstaat schuf – seine Allianzstrategie war eine einzige Katastrophe. Er beging den verhängnisvollen Fehler, die von Bismarck im Rückversicherungsvertrag gewährleistete „wohlwollende Neutralität“ Russlands zu verspielen (das schon 1892 mit Frankreich die Angriffspläne gegen Deutschland schmiedete). Um stattdessen das katholische Vielvölkerreich in Wien und das muslimische Sultanat in Istanbul vor dem (unabwendbaren) Verfall zu retten. Die Verwesungsgifte dieser langsam dahinsterbenden Imperien lösten 1914 in dem von diesen beiden Mächten angerührten Hexenkessel Balkan den Einunddreißigjährigen Krieg aus – und als Nachzügler den Jugoslawien- und Ukrainekrieg. (Allerdings hatte schon Bismarck einsehen müssen, dass er auf dem Berliner Kongress von 1878 Russland verärgert hatte, indem er dessen Einnahme von Konstantinopel verhinderte – um einen Krieg Englands gegen Russland zu verhindern.)

Zu allem Überfluss schloss Wilhelm der Letzte noch einen Dreibund ausgerechnet mit den Italienern. Das nahm England zum Vorwand, die gegen Deutschland gerichtete Triple-Allianz mit Frankreich und Russland zu schmieden. Und Italien dachte 1914, als die Einkreisung zum Kriege wurde, nicht daran, uns zu Hilfe zu eilen. Stattdessen fielen diese Alliierten uns schon 1915 in den Rücken. Zum zweiten Mal nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde Deutschland so durch zwei Mächte der Katholizität in den Abgrund gerissen. 1618 waren es der Habsburger Ferdinand II. und sein bayerischer Kollege Maximilian, die im Jesuiten-Kolleg von Ingolstadt von ihren Beichtvätern aufgehetzt worden waren, den Augsburger Religionsfrieden mit den protestantischen Fürsten zu brechen. 1914 kam die katholische Feindschaft gegenüber der griechisch-orthodoxen Kirche auf dem Balkan hinzu, die den Hass der Serben und Russen gegen das Habsburger Vielvölker-Imperium auslöste. Ausgerechnet dieser Katholizität verbanden wir uns mit treudeutscher „Nibelungentreue“.

So fehlte uns die soziale Intelligenz, welche befähigt gewesen wäre, den Kriegsplänen kleiner Cliques in Paris („Rache für Sedan!“), in London (mit H. G. Wells, Edward Grey und Churchill) und einer von den Franzosen bestochenen dumpf-panslawistischen Offiziersgruppe in Moskau zu begegnen. Und so liefen wir ihnen mit dem von serbischen und russischen Geheimdiensten inszenierten Attentat von Sarajevo – wie

geplant – ins offene Messer. Die letzten Entscheidungen für den Krieg wurden auf der St. Petersburger Konferenz vom 20.-23.7.1914 und in den Geheimvereinbarungen Greys mit Frankreich getroffen. Noch nicht einmal ein wahrhaft Heiliger wie Rasputin hat sie revidieren können. Der hatte zuvor vergeblich den Zaren gewarnt, sein heiliges Reich werde untergehen, wenn es einen Krieg gegen Deutschland beginne. Das musste er mit seinem Leben büßen.

All das führte 1918 zum Untergang eines souveränen Deutschlands in einer Abwärtsspirale von Krieg, massenhaftem Hungertod, dem Raub deutsch besiedelter Gebiete mit sechs Millionen Einwohnern, unbezahlbaren Kriegsschulden und der Hyperinflation einer der bis dahin weltweit solidesten Währungen, der Goldmark. Und das inmitten des von Lenin und Stalin eröffneten Weltbürgerkriegs. Der und all jenes Sieger-Unrecht löste allergische faschistische Überreaktionen aus. Zunächst den Mussolini-Faschismus als Karikatur der Pax Romana und als Vorbild für den Nationalsozialismus; dann Francos zählebigen Kleriko-Faschismus. Der von Max Weber bei erneuten deutschen Großmachtplänen prophezeite Untergang folgte mit Hitlers imperialem Größenwahn und Verbrecherstaat, begleitet von Wagners Götterdämmerungs-Musik.

In dieser jahrzehntelangen Katastrophe fehlte uns der „Clausewitz des Weltbürgerkriegs“, so Ernst Jünger. Hitler – der „Kriegsherr“ eines Amoklaufs – erwies sich als das genaue Gegenteil. Jacob Taubes brachte das später auf den Punkt: *„Hitler, Heidegger und Carl Schmitt waren die Rache des Katholizismus an dem in Deutschland führenden Kulturprotestantismus.“*

Die faschistischen Behemoths waren von einem rückwärtsgewandten Ahnenkult geleitet worden, der in vielen Gestalten auftrat: als katholisch-klerikale „Heilige Inquisition“ mit scheinheiligem Heiligen-Kult, als neuheidnisch-germanischer oder shintoistischer Rassen-Kult. Alle diese Landungeheuer wollten zusätzlich, wie auch das Seeungeheuer Leviathan, mit der neuen Machtdimension, der „Luft-Waffe“, siegen. Dies gelang dann aber nur dem westlichen Leviathan mit seinen schon vier Jahre vor Kriegsausbruch geplanten hunderttausend Großbomben. Und die sah ich dann auch als Fünfjähriger hoch über mir, hörte nachts die dumpfen Detonationen und sah am Morgen, dass „Feuer vom Himmel“ gefallen war.

Als ich zur Welt gekommen war, hatte dieser Leviathan gerade angefangen, das apokalyptische Schlangenei Atombombe auszubrüten, und sieben Jahre später öffneten sich zwei davon mit einem Feuersturm über Hiroshima und Nagasaki. Damit wurde der letzte faschistische Behemoth auf heißem Wege („thermonuklear“) aus dem Wege geräumt. Die apokalyptische Naherwartung, dass der Kalte Krieg höchstwahrscheinlich im endzeitlichen Atomkrieg münden werde, hat dann wie ein drohender Schatten mein Denken und Handeln als Schüler und Student bestimmt.

Zugleich bescherte uns die Pax Americana aber auch seit 1950, als meine Familie in den „goldenen Westen“ geflüchtet war, einen, wenn auch prekären, Frieden in Westeuropa. Er bewahrte uns derart Privilegierte davor, nochmals von einer Kriegswalze überrollt oder von Bürgerkriegen heimgesucht zu werden. Zugleich fochten die USA

aber in der übrigen Welt seit 1945 mehr Kriege aus als Deutschland in seiner ganzen Geschichte.

Es war zudem ein Frieden ohne nationalstaatliche Souveränität, in dem das neue Rom seine Provinzen zunächst im Kalten Krieg gegen den Ostblock behutsam und danach schamlos ausbeutete. Die Deutschen entsprachen den „*Graeculi*“ („Griechlein“) unter römischer Herrschaft; sie sind inzwischen zu „Schrumpfgermanen“ geworden, zu den grünen Gartenzwerge einer Schrumpfkultur mit schwindendem Selbstbewusstsein. Als ob Bismarck das vorausgesehen hätte, Goethe zitierend: „*Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen!*“

Das frühere „Volk ohne Raum“ wurde zum Raum mit Schwundvolk – mit der Friedensillusion, nach allen Seiten sich öffnen zu können. Das wurde ihm von seinem Hegemon mit seinen modernsten Medien indoktriniert. So konditioniert, lebte es nun in einer schizoiden Hassliebe zum „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. War es doch reich, blickte zunächst naiv-unschuldig auf seine bedenkenlosen Landnahmen zurück und verfügte über eine schier unbesiegbare Militärmacht – aber auch diese wartet immer noch vergeblich auf den „Endsieg“. Denn auch der Leviathan wird von Krisen seines Selbstbewusstseins geschüttelt. In der Zwischenkriegszeit hatte D. H. Lawrence noch konstatiert: „*Im Kern ist die amerikanische Seele hart, stoisch und mörderisch. Sie ist noch nicht geschmolzen!*“ Doch genau das ist jetzt geschehen. Sie ist durch und durch schuld- statt selbstbewusst („woke“) geworden: windelweich geschmolzen. Nach Indianerkriegen und Sklaverei erheben sich die alten roten, schwarzen, braunen und gelben „Identitäten“ und treiben ihre Schulden hart und mörderisch ein. Nach Vietnam und Afghanistan jetzt gegen Russland und die zwei Milliarden Muslime nur noch hohe Verluste statt fetter Gewinne. Es soll für die Hörigen unserer neuen Zivilreligion („Staatsraison“) gehören, sie mitzutragen.

Denn in den letzten Jahrzehnten kam etwas Erstaunliches hinzu – wie ein satanischer Hohn auf alle Errungenschaften der europäischen Aufklärung: das Erwachen einer atavistischen dritten radikalen Widerstandsbewegung gegen den westlichen Leviathan – der Islamismus der Kalifate und Sultanate. Eine archaische Vermehrungs- und Kriegsreligion früherer Räubernomaden, die dann überraschend längst vergangene Hochkulturen gründeten. Sie kann mit fundamentalistischem Furor plötzlich wieder in die weichen Flanken seiner Nachbarn, vor allem Europas und Schwarzafrikas, hineinstoßen. Der eine durch Wohlstand instinktos geworden, der andere – mit einer sich in diesem Jahrhundert noch zweimal verdoppelnden Bevölkerung – gelähmt von Korruption, absoluter Armut und Aberglauben.

In Europa verwandeln sich so die langsam gewachsenen sozialen Ordnungen immer mehr in soziale Aggregate, zufällig zusammengewürfelt, labil und krisenanfällig. Bei der neuen Masseneinwanderung ging das für Pilzsammler lebensnotwendige Urteilsvermögen verloren, welche Exemplare wertvoll, genießbar, unverdaulich, giftig oder tödlich sind; kurz: welche das Leistungsniveau erhöhen oder senken. Alle supranatio-

nalen Gebilde brauchen – wie die Vielzeller – lebensfähige Zellen mit eigenen Organellen; ihr Immunsystem darf sich nicht einfach in Wohlgefallen auflösen.

Dazu erhob sich der archaische chinesische Drache: aus den Blutbädern der Revolution, den Häutungen des ökonomischen „großen Sprunges“ und der blutig-infantilen Kulturrevolution. Und diese hocheffiziente Ordnungsmacht hat drei Gesichter: Marxismus, Neo-Konfuzianismus und Wirtschaftsliberalismus. Das ist ihr Trilemma. Und sie hat an zwei Lasten zu tragen: dem nordkoreanischen Steinzeit-Kommunismus und den verschleppten Verwesungsgiften des gescheiterten Imperiums Sowjetunion, die 2022 im Ukraine-Krieg aufbrachen. Aber sie wird nicht aus den Quellen der Bevölkerungsexplosion und damit den theistischen „Heiligen Kriegen“ der Islamisten und der anderen neuen „Identitäten“ gespeist.

Überall also alte kollektive Archetypen, die in der sich aufheizenden Welt alle Gut- und Fortschrittsgläubigen zu verhöhnen scheinen. Nahezu alle Despoten aus der dunklen Vergangenheit, aus der historischen Frühzeit, scheinen wie Schreckgespenster, Dämonen, Fratzen und Vampire wieder aufzutauchen. Eigentlich sollte man nicht zulassen, „dass sie das Blut der Gegenwart trinken“ (Jaspers). Eine Herkules-Aufgabe – aber ein vergleichbarer Halbgott ist nicht in Sicht.

Heute fehlt uns der Clausewitz für Strategien, um den durch die Bevölkerungsexplosion ausgelösten Verelendungen, Bürgerkriegen und Massenfluchten begegnen zu können. Auf dem wohl bald erreichten Höhepunkt des ungezügelt exponentiellen Bevölkerungswachstums scheint inzwischen ein irreversibler *point of no return* erreicht zu sein – und die noch nicht von allen guten Geistern Verlassenen scheinen auf verlorenem Posten zu stehen.

Blutig und dramatisch ging es also eher im Hintergrund meines Lebens zu. Viele meiner anekdotischen Erinnerungen sind nur im Rahmen des Kraftfeldes dieser Ideenkämpfe zu verstehen. Die anfänglichen Siegesfanfaren der Wehrmachtsmeldungen, deren pompösen Klang ich noch heute im Ohr habe, waren in Wahrheit die Todesfanfaren für die mitteleuropäische Kultur. Europas Zentrum verwandelte sich dadurch bis heute zu einem geistigen Vakuum und Konkurrenzfeld fremder Interessen.

Nur eine euphorische Phase gab es in meinem Leben. Es war die Illusion einer „neuen Weltordnung“ – vom Hochgefühl nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Zwangssysteme eingelullt –, in welcher Deutschland nach 1990 als Mittler zwischen Ost und West eine halbwegs souveräne Rolle spielen könne.

Das Wappen meines Geburtsortes Naumburg zeigt Schwert und Schlüssel, die sich kreuzen. Genauso das Wappen meines letzten Wohnortes, Litzelstetten bei Konstanz. Das Schwert steht nicht nur für die Staatsgewalt, sondern auch für die Urteilskraft, die „Ur-teilung“ durch den menschlichen Geist. Und der Schlüssel war stets ein Symbol für die Zugänge zu einem höheren, befreienden Wissen über die Welt und unsere seelischen Kräfte, die deren Wirklichkeitsebenen erschließen können.

Und in dieser hochgestimmten Phase währte ich, das neuartig differenzierte Menschenbild von Jaspers und Jung sei eine Ressource für das erforderliche Selbstbewusst-

sein, um die Zeit nach dem Kalten Krieg neu gestalten, zu einer post-ideologischen Ordnung gelangen zu können. Schon als Schüler hatte ihre Sprache – die verdichtete Substanz ihrer Texte – bei mir unmittelbar Anklang gefunden.

Der „Große Klare“ aus dem friesischen Norden und der tiefgründige Seelenarzt aus dem alemannischen Süden haben aber leider nicht kooperieren können. Der Indologe Heinrich Zimmer hat vergeblich versucht, sie dazu anzuregen. So habe ich mit meinen Büchern versucht, den „Geist der Synthese“ zu beschwören.

Aber dabei lernte ich den neuen „Zeitgeist“ in den Universitätsmilieus kennen. Bei den bisherigen „Geisteswissenschaften“ war der „Geist“ flöten gegangen, indem sie sich in konturlose „Kulturwissenschaften“ verwandelten, in Wissenschaften für allerlei Beliebigen. Und da stieß man auf den neuen Mainstream der vom US-Hegemon verordneten Globalisierungsideologie: Nationalkulturen sind engstirnig, und die in sechzigtausend Jahren weltweiter Wanderungsgeschichte entstandenen Rassen gibt es gar nicht, das ist ein Konstrukt! Und in der neuen Kirchenorganisation Universität überall Eifersüchteleien, windige Intrigen verschiedenster „Opfergruppen“ um Pöstchen und Fördermittel, positivistische Banalitäten und „analytische“ Denkblockaden. Den vielen hochbegabten jungen Köpfen, denen ich dabei auch begegnete und die sich in diesem Dschungel durchwursteln und anpassen müssen, gilt mein größtes Mitleiden.

1 1938 bis 1945: Kindheit – ein Erwachen in Naumburg

*„Meine Seele flieht zurück, / Bis wo vor tausend vergessenen Jahren /
Der Vogel und der wehende Wind / Mir ähnlich und meine Brüder waren.“*
(Hermann Hesse)

Als ich geboren wurde, hatte meine Mutter Ilse Kiel (geb. Caspar, 1907–2003) schon zwei Söhne zur Welt gebracht: Roderich und Werner waren sechs und fünf Jahre älter als ich. Wir drei sprachen sie bis zu ihrem Lebensende als unsere „**Mutti**“ an, und so soll sie auch hier genannt werden.

Sie selbst hatte als zweites von drei Geschwistern das Licht und die Schatten dieser Welt erblickt. Mit ihrem älteren Bruder Fritz hatte sie, als sein „Ilslein“, keine Probleme. Er wurde Deutschlehrer in Hamburg. Schon 1932 wollte er der NSDAP beitreten. Ihr Vater, unser „Opa“, Dr. August Caspar (1868-1954, Kapitän, Astronom und Lehrer an der Seefahrtsschule in Hamburg), verbot ihm dies mit den dramatischen Worten: *„Solange du deine Füße unter diesen Tisch stellst, trittst du nicht in diese Partei ein!“* Meine Großmutter, Marie Caspar, geborene Hennis („Oma“), rang im Hintergrund die Hände. Ging es doch um ihren Fritz, ihr Ein und Alles.

Onkel Fritz machte den Krieg als Artillerie-Offizier mit. Weil es ihm in Frankreich zu langweilig war, meldete er sich freiwillig für den „Russlandfeldzug“. Unsere erste und zugleich letzte Begegnung gehört zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen. Auf der Fahrt an die Ostfront im Sommer 1943 trat er in Uniform durch unsere offene Haustür, eine glänzende Erscheinung. Wie ein übermächtiger Kriegsgott ergriff und erhob er mich: hoch und höher, bis unter die Decke.

Kurz danach sei er im Bereich der Heeresgruppe Mitte durch Granatsplitter schwer verletzt worden und qualvoll nach längerer Zeit im Lazarett gestorben. So erzählte es Oma, die seinen Tod intuitiv gespürt und an eine Passionsgeschichte geglaubt hatte. In Wirklichkeit wurde er als vorgeschobener Artillerie-Beobachter von den Russen entdeckt, aus dem Baum geschossen und war sofort tot. Zuletzt hatte er noch verzweifelte Briefe geschrieben, über die immer aussichtsloser werdenden Abwehrkämpfe gegen die wachsende Übermacht. Aus dem erhofften Blitzkrieg war wieder einmal ein totaler Abnutzungskrieg geworden – eine „Blutpumpe“, so wie E. von Falkenhayn die Schlacht um Verdun genannte hatte: es gehe nur noch darum, wer sie länger bedienen und den Gegner „Weißbluten“ könne. Als die Todesnachricht gekommen war, sah ich Mutti, mit dem Telegramm in der Hand, am Küchenherd stehen – sie weinte.

Ihren eigentlich schmerzlichen Lebenskonflikt hatte sie mit ihrer ein Jahr jüngeren Schwester Liesel auszutragen. Diese, eine ebenso lebhaft wie attraktive Elfe, war des Vaters Entzücken. Auf seine zahlreichen See- und Alpenreisen nahm er am liebsten sie mit – und die Schwester nur manchmal notgedrungen aus Pflichtgefühl.

Einmal bei Tische herrschte er sie zu ihrem großen Schrecken an, weil sie mit etwas zu viel Appetit aß: *„Das ist der Rachen, der sich niemals schließt!“* Und als sie einmal

etwas Suppe verkleckerte, bekam er einen Wutausbruch und fuhr sie – nach Worten ringend – an: „*Du ... Klecks!*“

Und die hübsche Liesel lachte und lachte dann über ihr tief gekränktes und nachhaltig betrübtes „*Ilsein*“. Sie war eine hochbegabte Zeichnerin (eine Enkelin von ihr hat es geerbt) und studierte an der Kunstschule Hamburg, umschwärmt von der Hamburger Männerwelt mit ihren vielen „schicken Kerlen“. Nur einmal, als der Vater strenge Ausgangsbeschränkungen bei den Künstler-Feten machte, kam es zum Konflikt. Sie porträtierte ihn als streng und böse blickenden Patriarchen, und die Mutter, die nie auch nur daran dachte, ihrem „*Vaddix*“ zu widersprechen, als konturloses, mit dem Hintergrund verschwimmendes und kaum erkennbares Antlitz. Aber das war nur ein einmaliges Donnerwetter.

Mutti blieb dagegen zeitlebens für den Vater das Mauerblümchen, introvertiert und betrübt, auch über die Kaltherzigkeit der anderen Männer. Wie ein hässliches Motto begleitete sie das Kinderlied: „*Ilse bilse, niemand will'se, kam der Koch, nahm sie doch, steckt sie in das Ofenloch.*“

Es kam dann aber doch einer; kein Koch, sondern ein fescher Jurist „in den besten Jahren“ mit mediterranem Aussehen. Sie hatten sich auf einer Harzwanderung kennengelernt. Es war Liebe auf den ersten Blick, und auch der gestrenge Herr Vater war ihm sogleich herzlich zugetan. Und so heirateten sie 1931 und blieben 35 Jahre glücklich vereint bis zu Pappas Tod.

Davor und danach pflegte meine Mutter bis zu ihrem Lebensende innige Seelenfreundschaften. In Naumburg war es die Frau eines Möbelfabrikanten (Küntzel) gewesen, der seine Werkstatt am Platz vor dem Marientor hatte. Ich war schwer beeindruckt, dass da eine Eisenbahnschiene direkt hineinführte. Die hatten ihren eigenen Bahnhof! Diese Freundin ähnelte von der Erscheinung her Ruth Schaumann, einer von beiden verehrten Künstlerin. Und die produzierte jede Menge sanfter engelsgleicher Gestalten mit knöchellangen Nachthemden – ohne erkennbare Geschlechtsmerkmale. Die rohen Brüder machten sich oft darüber lustig. Einem ihrer musizierenden Engel steckte Roderich einen Zigarettenstummel zwischen die abgespreizten Finger der linken Hand, welche die Geige hielt. Und von ihrer Lieblingsdichterin, Ricarda Huch, nahmen sie ein Buch in die Hand, ließen es mit einem „*Huch!*“ fallen und lachten.

Erst 1959 konnte Mutti sich mit einem Vermächtnis ihrer Tante Dora (zum Besuch bei ihr in Estorf: siehe 1948) etwas Wohlstand verschaffen: 20000 DM! Zunächst kaufte sie auf meinen dringenden Rat hin eine Fertigbau-Hütte, damals noch für 3000 DM. Nahe Tarmstedt bei Worpswede wurde sie auf eine Waldlichtung gestellt, musste aber gleich wieder abgebaut werden. Weder der Bauer, der uns das Grundstück angedreht hatte, noch wir hatten an eine Baugenehmigung gedacht.

Über den Winter standen die Bauteile in seiner Scheune. Als sie abtransportiert wurden, torkelte der Opa schnapstrunken herum und gab gute Ratschläge. Dabei wäre er von einer umfallenden Giebelwand fast erschlagen worden, entwischte ihr aber gerade noch, geleitet vom Schutzengel aller Betrunkenen, dem Dusel.

Nun stellten wir sie in der Garlstedter Heide auf. Diesmal auf einem Baugrundstück am Rande eines Moores zwischen Garlstedt und Hülseberg, durch das die trübe „Drepte“ langsam zur Weser suppte. Ein herrlicher Ort für meine Saufgelage und später auch als Liebesnest. Der Kaufvorvertrag beim Großbauern Speckmann war mit einem Korn besiegelt worden.

Dann gab es einen vom bescheiden lebenden Pappa bisher abgelehnten Luxus: ein Telefon! Man konnte nun mit Freunden quatschen, ohne sich aufs Rad schwingen zu müssen.

Vor allem aber konnte Mutti sich nun endlich einen Mädchenwunsch erfüllen: mit einem „roten Auto“ durch die Landschaft zu fahren – egal welche Marke, nur rot musste es sein! So erwarb sie einen knallroten „DKW 3=6“ mit Lenkradschaltung. Das „Derremdemdemdemdem“ beim Anlassen des Zweitakters habe ich heute noch im Ohr. Das klang fast wie sächsisch.

Einmal auf dem Weg nach Buxtehude, mit Vollgas auf einer schmalen Backsteinstraße mit einem breiten Sandstreifen daneben für die Pferdefuhrwerke, hatte ich den Schalthebel plötzlich zu meinem Schreck frei in der Hand und konnte nur mit Auskuppeln und viel Glück auf dem Sand zum Stehen kommen. Ein andermal flog mir bei Tempo 80 die Fahrertür mit lautem Knall auf. Sie öffnete sich nämlich vorne! Hinten wurde sie nur mit einem Ledergurt gesichert. Sonst hätte man sie ganz verloren. Das erinnerte an einen Jet, der seine Landeklappen ausfährt.

Sie selbst überlebte ihre Zeit als Autolenkerin mit zwei verschuldeten und einem schweren unverschuldeten Unfall nur mit einem speziellen Schutzengel. Der konnte aber nicht den angstgepeinigten Mitfahrern helfen. Als sie mich einmal mit meinen Göttinger Kommilitonen Peter Kuckuk und Klaus Auf der Mauer (vgl. Göttingen 1959) quer durch Bremen, mehr ruckelnd als zuckelnd, kutschiert hatte, verließ selbst der Scherzbold Peter sprach- und fassungslos das Auto und brachte kaum hörbar unsere Kriegsdienstverweigerer-Parole über die Lippen: „Nie wieder ...!“ Allein Oma merkte nie, in welchen Gefahren sie schwebte, und fand alle Fahrten mit ihrem Ilslein „wunderbar“.

Einmal geriet ich auf der Rückfahrt von Hamburg nach Bremen in meinen ersten Schneefall auf der Autobahn. Bei dem Anstieg in den Harburger Bergen drehte sich plötzlich der „DKWupptich“ trotz des Vorderradantriebs zweimal um sich selber. Meine verzweifelten Lenkbemühungen am Steuer hatte er einfach ignoriert. Wir kamen mit den Vorderrädern knapp vor einer tiefen Böschung zum Stehen. Leitplanken gab es damals noch nicht. Nach einigen meiner Lieblingsflüche ertönte von der Rückbank Omas Glücks-Mantra: „*Ich find alles wunderbar!*“ Wie recht sie doch hatte! Aufgewachsen im Kutschenzeitalter wurde sie nun von ihrem Ilslein in einer roten „Kraftdroschke“ (so hießen Pkws damals noch auf den Verkehrsschildern) auf früher nie vorstellbaren Tagestouren herumkutschiert. Was störte da so ein kleiner Dreher.

Bei Muttis letztem Unfall überholte sie eine Afroamerikanerin aus der US-Basis Bremerhaven mit Tempo hundert, übersah ihr Abbiegesignal nach links und krachte

mit ihrem schweren Ami-Straßenkreuzer so wuchtig gegen die Fahrertür des Peugeot 306, dass der dreißig Meter weggeschleudert wurde und sich dabei mehrmals um sich selbst drehte, aber ohne sich zu überschlagen. Die Fünfundachtzigjährige und ihr gleichfalls hochbetagter damaliger Lebensabschnittsgefährte entstiegen dem Wrack, etwas benommen, aber unverletzt.

Der „DKWupptich“ hatte vorher schon sein Leben ausgehaucht, nachdem sie, ohne Motoröl und mit einer langen blauen Rauchfahne hinter sich, quer durch Bremen gefahren war. Bevor er mit festgefahrener Kolben abrupt zum Stehen kam, hatte sie sich sehr über das aufdringliche Dauer-Gehupe der nachfolgenden Fahrer geärgert.

Mit diesen zivilisatorischen Errungenschaften ausgestattet wurde Mutti in ihren letzten 37 Jahren zu einer reiselustigen Witwe mit vielen – nun meist männlichen – Herzensfreundschaften. In den winterlichen Rentnerkommunen von Mallorca, wo man sich in der „blauen Stunde“ zum ersten Drink mit halbierten Preisen traf, gab es wegen des großen Frauenüberschusses erbitterte Konkurrenzkämpfe um die wenigen noch halbwegs rüstigen Mannsbilder. „*Da wurden Weiber zu Hyänen!*“ Daraus ging sie – das frühere Mauerblümchen – immer wieder als Siegerin hervor. Denn sie verstand es, so manchen Veteranen nach einem entbehrungsreichen Kriegs-, Arbeits- und Familienleben mit einer noch nie erfahrenen Woge kultivierter Liebesintensität zu überwältigen. So etwas hatten sie noch nie erlebt und empfanden es als einen späten Höhepunkt ihres Lebens, in dem ihnen vieles entgangen und kaum etwas erspart geblieben war.

Aber immer wieder verschwanden sie auch – im dunklen Loch einer Pflegestufe, die jegliche Rentnerreisen zu Lande, zur See und durch die Lüfte ausschloss. Dann, wenn sie nicht mehr zueinander kommen konnten, wurden abends zu festgesetzter Stunde lange zärtliche Telefongespräche geführt. Nach dem, wie der Schweizer sagt, „Hinschied“ wurden sie aber stoisch mit dem Leitsatz verabschiedet „*Es war eine schöne Zeit*“ – und der nächste war an der Reihe.

Sie selbst litt in ihren letzten 13 Lebensjahren an Parkinson, verteidigte aber eisern ihren immer kleiner werdenden Bewegungsradius. So schlug sie sich noch zehn Jahre tapfer in ihrer Wohnung mit zahlreichen Kopfwunden durchs Leben, weil sie immer wieder stürzte. Einmal hatte sie dabei eine kostbare chinesische Vase aus Opas Sammlungen hilfeschend umarmt. Sie ging dabei in Scherben. Erst mit 93 musste sie sich ins Altersheim einweisen lassen und lief dort, zäh über den Rollator gebeugt, unermüdlich jeden Tag durch die Flure. Sie freute sich nun über den schönen Landschaftspark um das Heim in Bremen-Horn, vor allem wenn da Kinder herumtobten. An denen konnte sie sich nicht sattsehen und berichtete mir von ihren Aktionen – etwa wie ein sechsjähriger Dreikäsehoch aufgeregt und wichtigtuertisch einen Weg abspernte, weil da ein Baum gefällt wurde. So etwas fand sie ganz entzückend.

Erst fünf Wochen vor ihrem Tod verlor sie ihren klaren Verstand und ihr gutes Gedächtnis. Sie schien aber Visionen zu haben. Sie wies immer wieder, wie ein Kind, mit dem Zeigefinger und weit aufgerissenen Augen gegen die Decke, als ob sie da wun-

derbare Gestalten sähe – vielleicht männliche Engel oder längst verstorbene Angehörige.

Einmal erzählte sie, die Zeit nach meiner Geburt sei die glücklichste ihres Lebens gewesen: ein älterer, bärenkräftiger Sohn, der schon Hitlerjunge war, ein jüngerer noch zarter Knabe und ein Kleinkind. Mit dieser Einstellung konnte kein frisch gebackener Erdenbürger mehr mütterliche Zuwendung erwarten.

Auch später übte sie auf die Nachbarschaftskinder in Bremen und Garlstedt – als „Märchentante“ – eine magische Anziehungskraft aus. Wohl als Kontrast zu weitgehend lieblosen Elternhäusern, die bei den hanseatisch unterkühlten Bremern nicht selten waren. So lieblos, wie das ein bremischer Liebhaber in die klassischen Worte fasste: „*Ja nu red mir hier nich immer von Liebe, nich, da hab ich nix mit in Sinn!*“ Zuvor hatte er sich strikt geweigert, seine „Lebensabschnittspartnerin“ zu heiraten und sie ihn – etwas jämmerlich – gefragt, ob er sie denn gar nicht lieb habe.

Im „Buch der Kindheit“ wird das Neugeborene völkisch beobachtet.

Vom Standesbeamten war ihr nach meiner Geburt „Das Buch der Kindheit“ ausgehändigt worden. Die Pflichten der Eltern – eingeleitet durch Worte von Fichte und Hitler – waren darin definiert worden. Dazu gehörte es, die Entwicklung des Säuglings detailliert zu dokumentieren. Diese Buch war nichts anderes als die erste Personalakte für die völkische Erziehung und Eingliederung in den NS-Staat, damit dem Volkskörper eine gesunde Zelle nachwachsen.

Die Ziele der nationalsozialistischen Bewegung wurden kurz zusammengefasst: „*Das deutsche Volk, die große Gemeinschaft der Menschen deutschen Blutes, deutscher Muttersprache und Kultur, hat eine alte, wechselvolle Geschichte. Kurze glückliche Zeiten der Einigkeit, der Kraft und des Erfolges wechselten mit langen Zeiten der Zersplitterung, der Ohnmacht und des Niederganges ab. Jahrtausende währte dieses Auf und Nieder. Deutsche Stämme in Nord und Süd, in Ost und West standen oft mit der Waffe in der Hand einander gegenüber. Fremde Mächte hatten Einfluß auf die Politik deutscher Stammesfürsten. In einem furchtbaren Glaubenskriege zerfleischte sich das Volk. Zehntausende (...) starben als Söldner in fast allen Ländern der Welt. Durch dynastische Interessen wurde deutsches Land zerrissen und verschachert. Soziale Kämpfe erschütterten den Volkskörper. Und auch nach der ungeheuren Anstrengung des Weltkrieges, in dem die deutsche Einigkeit durch den Druck des äußeren Feindes schon erreicht schien, brachen die alten Erbübel wieder durch. Jahre jähren Niederbruches folgten. Da erstand dem deutschen Volke der Retter. (...) Wir alle, die wir diese Zeit erleben dürfen, danken unserem Schöpfer dafür und geloben dem Führer treue Mitarbeit an seinem Werk. Dann werden unsere Kinder eine bessere und glücklichere Zukunft haben, als jemals früher Kinder deutscher Eltern sie gehabt haben.*“